

IN DIESER AUSGABE

Kurioses aus
50 Jahren Löhner
Stadtgeschichte

SEITE 2

Wie ein Freiherr die
Bauern von Kartoffeln
überzeugte

SEITE 4

Am ausrangierten
Dreschkasten nagt der
Zahn der Zeit

SEITE 5

Der Plattdeutsche
Doktor plaudert
übers Wetter

SEITE 5

Vater von vier
Töchtern stirbt mit 33
Jahren an der Front

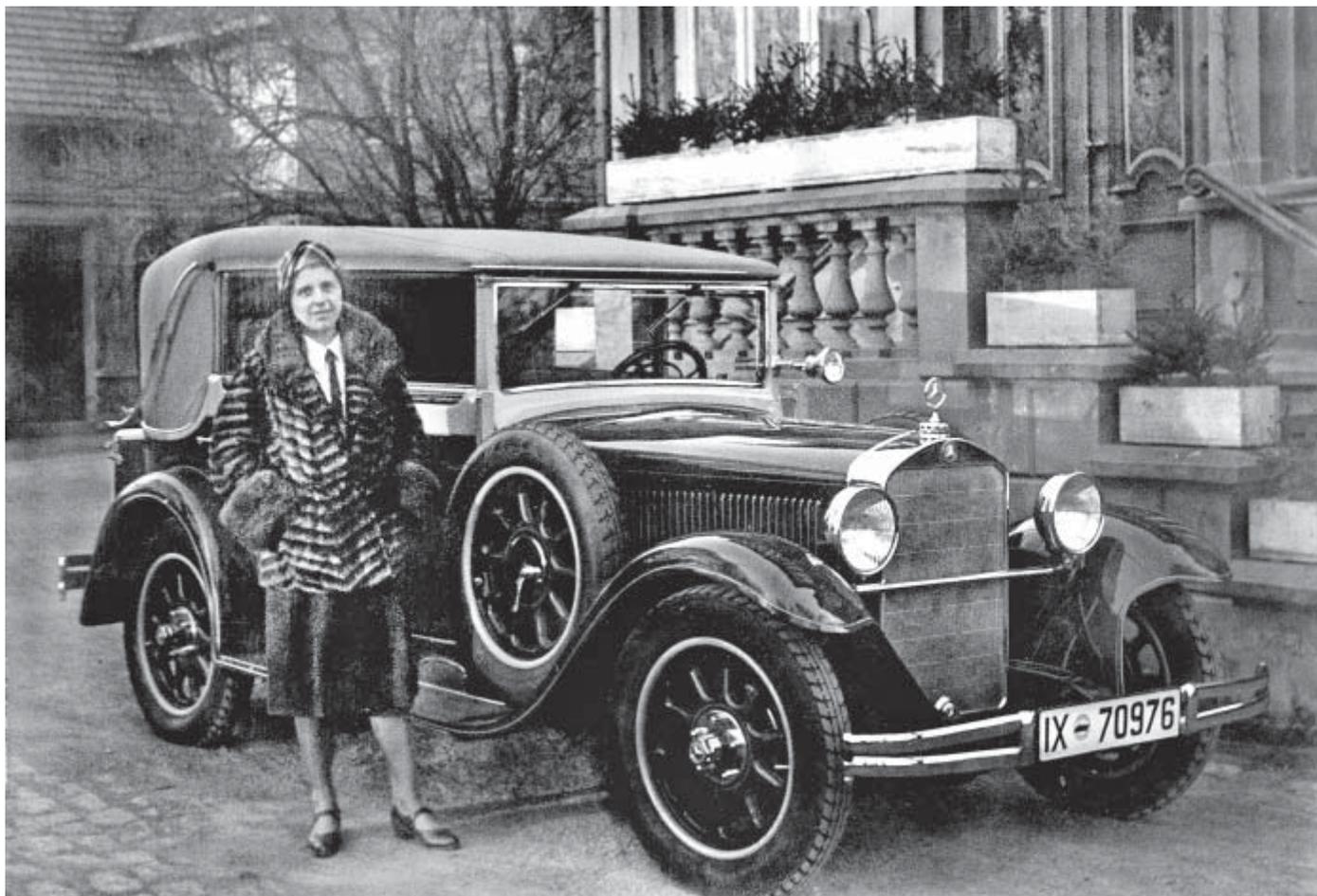
SEITE 6

Pflanzensammlungen
ersetzen teure
Fachbücher

SEITE 7

Wagenbau für die Kleinbahn

Ein Schreiner oder Tischler sucht der Kleinbahnverein in Enger – ehrenamtlich. Der jüngste Zuwachs, ein grüner Kleinbahnwagen Baujahr 1900 aus der Düsseldorfer Waggon-Fabrik wartet darauf, zu Ende restauriert zu werden. Sitzbänke, Türen und zwei Planken müssen noch eingebaut werden. Ursprünglich fuhr der Wagen zwischen Enger und Bielefeld, zuletzt auf Borkum. „Das müsste in einer Arbeitswoche zu schaffen sein“, sagt Ralf Nonnast vom Kleinbahnverein. Menschen vom Fach wenden sich gerne an ihn unter 0172 9352975. www.railway-station.de.



Heiß geliebt: Charlotte Uekermann mit ihrem Mercedes-Cabriolet im Jahr 1935.

FOTO: ARCHIV HEINO UEKERMANN

„Nicht Hausfrau, sondern Ausfrau“

Lebensgeschichte: Der sozialpolitische Weg einer Frau der Nachkriegszeit.

Charlotte Uekermann engagierte sich in Hausfrauenbund und Kommunalpolitik

Von Monika Guist

Mit wohlwollendem Augenzwinkern beschrieb der ehemalige Herforder Brauereidirektor Dr. Ulrich Uekermann seine Frau Charlotte Uekermann als „Ausfrau“, erinnert sich heute ihr Enkelsohn Heino Uekermann. Denn Charlotte Uekermann war oft außer Haus als viel beschäftigte Frau mit einem ausgebuchten Kalender. Mit eiserner Disziplin und klaren Vorstellungen steuerte sie höchstpersönlich ihren schwergängigen Mercedes zu den vielen Terminen in ihren ehrenamtlichen Ämtern im Deutschen Hausfrauenbund in Bonn und Düsseldorf und auch als Mitglied des Herforder Kreistags und zahlreicher Ausschüsse.

Charlotte Uekermann wurde am 24. Februar 1890 als älteste Tochter von Professor Ernst Schatte, einer „Lehrerinstitution“ am Friedrichsgymnasium, in Herford geboren. Nach dem Besuch der Herforder Höheren Töchterschule (heute Königin Mathilde Gymnasium) schloss sie 1919 ihr Lehramtsstudium ab. Nach ihrer Heirat mit Brauereidirektor Dr. Ulrich Uekermann wurde ihre Familie mit Sohn Jürgen 1920 und dem später adoptierten Sohn Heino komplett. Der Verlust ihres leiblichen Sohnes Jürgen 1942 im Krieg war sicherlich ein tiefer Einschnitt in ihrem Leben. Doch die resolute wie gesellige Lotte Uekermann ließ sich nicht unterkriegen und baute ihr soziales und politisches Engagement aus.

Nach Kriegsende 1945 wurde auf Anordnung der britischen Militärregierung vom Landrat der erste Kreistag zusammengestellt. Lotte Uekermann war seit Mitte der 1920er Jahre Mitglied der Deutschen Volkspartei. Sie hatte sich als konservativ denkende Frau stets vom Nationalsozialismus distanziert. Sicherlich trug diese Tatsache dazu bei, dass sie von der Militärregierung als eine von zwei Frauen in den Kreistag berufen wurde.

Sie blieb von 1945 bis 1956 langjähriges Kreistagsmitglied der CDU Fraktion, das sich in dem Kreisjugendausschuss, dem Wohnungsausschuss, den Ausschüssen von Fürsorgemaßnahmen für Tuberkulosekranke und für Erwerbs- und Körperbehinderte ebenso en-

gagierte wie in Ausschüssen für technische Innovationen. Nach dem Krieg gehörten der Wohnungsbau und die Unterbringung von Flüchtlingen zu ihren dringlichsten Aufgaben.

Die Arbeit in den Ausschüssen passte wie eine Themenbrücke zu ihrem großen sozialen Engagement beim Deutschen Hausfrauenbund. In Herford wurde 1927 der Ortsverband Herford des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauen (RDH) gegründet. Als dieser 1934 von der NSDAP aufgelöst wurde, weigerten sich die Hausfrauen, den neuen nationalsozialistischen Maßgaben zu folgen und lösten den Ortsverband auf. Nach dem Krieg wurde 1947 der Deutsche Hausfrauenbund (DHB) neu gegründet.

➤ 3. Seite des HF-Magazins

Fünzigmal Löhne

„Stadtgeschichte(n)“: Das Museum holt 50 seltsame Dinge aus dem Depot. Was sie mit der Geschichte vor Ort zu tun haben, zeigt eine Sonderausstellung zum Stadtjubiläum

Von Sonja Voss

Liegt im Heimatmuseum tatsächlich ein Dinosaurier in der Vitrine oder ist es doch eine Fälschung? Wie passen Bombensplitter und Zierkissen in die Stadtgeschichte?

Im Museumsmagazin warten kuriose, spannende und informative Stücke aus der Geschichte der Region auf ihren Auftritt. Zum Jubiläumsjahr „Löhne feiert 50“ wurden daraus 50 Stücke ausgewählt, die einen etwas anderen Blick auf die Löhner Geschichte werfen, ganz besondere Geschichten oder persönliche Anekdoten erzählen oder für die eine oder andere Löhner Eigenart stehen.

Die Auswahl wirft auch ein Licht auf die Sammlung des Museums und die Menschen, die sie angelegt haben. Den Grundstock legte der Heimatverein, jeder Museumsleiter setzte im Anschluss eigene Schwerpunkte in der Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit. Viele Einzelspenden, die im Lauf der Jahre hinzukamen,



Wer weiß es? Seit zwanzig Jahren liegt dieses putzige Zierkissen im Zigarrenmacherhaus des Heimatmuseums in Löhne. Woher es kommt, wer es angefertigt hat, wie es ins Museum kam: Niemand weiß es. Oder doch? Weil die Informationen genauso wichtig sind, wie die Objekte selbst, freut sich das Museum über jeden sachdienlichen Hinweis.

FOTO: HEIMATMUSEUM LÖHNE

zeugen vom Geschichtsinteresse der Löhner Bevölkerung und belegen, was zu welcher Zeit für museumswürdig gehalten wurde. Die Ausstellung macht damit einmal mehr deutlich, wie aus vielen kleinen Geschichten „Geschichte“ entsteht. In diesem Fall eine, die nach Schlagworten wie „amtlich“, „wissbegierig“, „schaurig“, „geheimnisvoll“ oder „kulinarisch“ gegliedert ist und keinen chronologischen, sondern einen unterhaltsamen Beitrag zum Stadtjubiläum leisten möchte.

Die Sonderausstellung „Stadtgeschichte(n)“ wird am 22. März um 18 Uhr eröffnet und ist bis zum 7. Juli zu den Öffnungszeiten des Museums zu sehen. Gruppen auch außerhalb der Öffnungszeiten nach Anmeldung bei Sonja Voss, Telefon: 0152/09013636. www.heimatmuseum-loehne.de



Museumsleiterin: Sonja Voss. FOTO: DIRK WINDMÖLLER

Die Neue im Löhner Museum

Sonja Voss (43) heißt die neue Chefin im Heimatmuseum Löhne. Sie hat ihren langjährigen Vorgänger Joachim Kuschke nun auch offiziell abgelöst. Als Pädagogin war sie schon seit Längerem im Hause aktiv und ist mit den Gegebenheiten vertraut. Vor ihrem Studium der Kulturwissenschaften, Philosophie, Literatur und Kulturmanagement hat sie eine Ausbildung zur Tischlerin absolviert. Praktisch veranlagt, wie sie ist, hat sie in diversen Museen schon Ausstellungen konzipiert, auf- oder umgebaut. So auch in Spenges Werburgmuseum, wo sie als Museumspädagogin wirkt. Zusammen mit dem Löhner Heimatverein hat sie schon Pläne geschmiedet. Die technische Ausstattung des Raums für Wechselausstellungen soll deutlich verbessert werden. Mit Mathis Nolte, dem jüngst eingestiegenen Archivar (HF 107), bildet sie bei der Stadt Löhne das neue Geschichtsteam. (CM)

Wie das Holz klingt

Neue Ausstellung: Im Hiddenhauser Holzhandwerksmuseum sind bald die eigenartigsten Instrumente zu sehen und zu hören. Sie stammen aus aller Welt – und sind alle aus Holz

Ihrem Faible für ausgefallene Musikerzeuger sind Tina von Behren-Ausländer und Peter Ausländer seit vielen Jahren eifrig nachgegangen. In Vlotho haben sie eine faszinierende Sammlung zusammengetragen (Musica curiosa, HF 101). Jetzt bringen sie ein eindrucksvolles Sortiment ins Museum nach Hiddenhausen. Und wie kann es anders sein: Alles ist aus Holz.

Groß und klein, einfach und kompliziert, hell und dunkel, dünn und dick: Vom winzigen Flötchen bis zum Scheunentor ist alles dabei. (CM)

Eröffnung: Sonntag, 17. März, geöffnet immer sonntags 14 bis 17 Uhr bis 28. April, Sonderführungen auf Anfrage. Eintritt 3 Euro.

Aktion: Während der Öffnungszeiten sind Instrumentenbauer bei der Arbeit zu erleben.

Vorträge jeweils donnerstags, 19 Uhr: „Reise durch die Welt der Klänge“ (21.03.), „Der Fidelbauer“ (Film, 28.03.), „Drehorgelgeschichten“ (04.04.), „Der Mann mit den Bäumen“ (Lesung mit Musik, 11.04.), „Xylophonie“ (Musik und Experimente zum Mitmachen und Zuhören, 25.04.).



Sammeln und spielen: Tina von Behren-Ausländer und Peter Ausländer mit einer Viela aus Italien und einer 18-saitigen Laute. Was klingt, sind die Resonanzkörper aus Holz.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Weiteres ist geplant: Flöten und Pfeifen drehseln, Cajon-Bau und Instrumentenspital („Ist die Geige noch zu retten?“)

Info: Günter Wörmann, Tel. 05 22 3 8 48 82

Mail: kontakt@holzhandwerksmuseum.de

HF Magazin
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE

HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. H. Braun, M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), verantwortlich für Red. F.-M. Kiel-Steinkamp, Herford, für Anzeigen M.J.Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D.Küster Nachf.+Presse Druck GmbH& CoKG Bielefeld

Zwischen Tradition und eigenem Anspruch

Frauen im Zwiespalt: Der historische Beitrag des Hausfrauenbundes auf dem noch nicht zu Ende gegangenen Weg zur Gleichberechtigung. Charlotte Uekermann war Präsidentin von 1956 bis 1968

Von Monika Guist

Am 10. Mai 1950 gründete Charlotte Uekermann den Deutschen Hausfrauenbund Westfalen-Lippe, dessen Vorsitzende sie lange blieb. Sie gab ab 1952 die Monatsschrift im Landesverband „Die Hausfrau“ heraus. Im ersten Vorwort schrieb sie: „Es soll die Hausfrauen auf allen haus- und volkswirtschaftlichen Gebieten beraten und von Wesen und Art der Frau und Familie und von der Heimat berichten.“ Ihre Karriere beim Hausfrauenbund setzte sich auch auf Bundesebene fort. Bereits ab 1952 war sie stellvertretende Präsidentin des DHB neben der schillernden Fini Pfannes und löste diese ab 1956 ab. Sie blieb bis 1968 Präsidentin auf Bundesebene von damals 300 Ortsverbänden und 150 000 Mitgliedern.

Für ihre vielfältigen Verdienste wurde ihr 1960 das Bundesverdienstkreuz verliehen. Ihren 80. Geburtstag feierte sie 1970 bescheiden im Kreis der Familie und verstarb ein halbes Jahr später.

Sie war »nicht für die Küche geschaffen«

Als Mitinhaberin der Herforder Brauerei beschäftigte Lotte Uekermann eine Haushälterin und hatte weiteres Hauspersonal. Sie gab offen zu, nicht für die Küche geschaffen zu sein und arbeitete für ihre Verbände und Ausschüsse ebenso viel außer Haus wie an ihrem aktenbeladenen Schreibtisch, an den sich ihr Enkelsohn heute noch gut erinnert. Als Mutter war sie liebevoll-streng und brach regelmäßig mit ihren Jungs zu sportlichen Radtouren zum Steinhuder Meer auf, erzählt Heino Uekermann.

Auch wenn sie ihren Lehrenberuf nie praktiziert hatte, war sie mit ihrem Studienabschluss, ihrer politischen Parteilugehörigkeit und ihrer Lebensweise keineswegs eine typische Hausfrau. Selbst stark politisch denkend, kämpfte Lotte Uekermann jedoch mit dem Hausfrauenbund nicht für mehr politische Motivation



Im Kreis der Familie: Charlotte Uekermann mit ihren Söhnen Heino (links) und Jürgen (rechts) und ihrem Mann Dr. Ulrich Uekermann (Mitte) in den 1930er Jahren.

FOTO: ARCHIV HEINO UEKERMANN

und Partizipation der Hausfrauen, sondern strebte die Modernisierung des Hausfrauendaseins an.

Nach heutigen Vorstellungen von Emanzipation ist es daher etwas befremdlich, dass Lotte Uekermann ihr Wissen und all ihre Energien in einen Arbeitsbereich investierte, der für uns heute der Inbegriff der klassischen Frauenrolle darstellt – den Haushalt. Wir alle sind jedoch die Kinder unserer Zeit. Vor dem historischen Hintergrund der Nachkriegszeit ist auch das Engagement Charlotte Uekermanns und des Hausfrauenbundes zu sehen.

Mitten im Ersten Weltkrieg 1915 gegründet half der Hausfrauenbund über kriegsbedingte wirtschaftliche Nöte hinweg. Frauen erkannten zum ersten Mal konkret ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft. Hausfrauenvereine waren keine reine Interessenvertretung, sondern wiesen durch ihren politisch-erzieherischen Auftrag darüber hinaus.

Während der Weimarer Re-

publik, in einer Zeit mit vielen im eigenen und fremden Haushalt tätigen Frauen, war die zentrale Forderung, dass die Hausfrauentätigkeit als Beruf anerkannt und modernisiert werden sollte. Selbstbewusst kämpften die Frauen im Hausfrauenbund für öffentliche Anerkennung und geldwerte Rechte. Leider unternahmen sie später in der politischen Aufbruchzeit der Weimarer Republik nichts gegen die einseitige Festschreibung aller Frauen auf den Hausfrauenberuf. Das vom Gesetz zementierte Leitbild der Hausfrauenehe, das den Ehemann sogar berechnete, einen eventuell vorhandenen Arbeitsplatz seiner Frau zu kündigen und ihre außerhäuslichen Aktivitäten zu regulieren, wurde nicht in Frage gestellt.

Lotte Uekermann hatte das Glück, in ihrer harmonischen und materiell sorgenfreien Ehe frei über ihre Zeit und ihr Engagement bestimmen zu können. Doch auch sie stellte als konservativ erzogene Frau ihre Freiheiten nicht in Beziehung

zur allgemeinen Frauenfrage.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sie sich unermüdlich für die Erleichterung und Modernisierung und damit Selbstständigkeit der Frauen ein – jedoch beschränkt auf ihr fürsorgliches und hauptsächlich familienzentriertes Leben als Hausfrau. Den Hausfrauenverbänden der Nachkriegszeit reichte die gesetzliche Verankerung, dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Sie ließen sich täuschen – die verfassungsrechtliche Festschreibung bedeutete noch lange keine praktische Gleichstellung.

In der restaurativen Adenauer-Ära der 1950er und 60er Jahre war ein Frauenleben mit gesellschaftlichen Wahlmöglichkeiten für die meisten Frauen noch nicht denkbar. Es waren die Jahre, in denen sich Frauen nach 1949 rechtlich ihrem Mann unterordnen mussten, die in einer Hausfrauenehe lebten mit dem Mann als „Entscheider“, in dem Frauen unter dem materiellen Schutz der Versorger-

ehe – das Einverständnis des Ehemannes vorausgesetzt – lediglich ein geringes zusätzliches Einkommen erzielen konnten. Diesen Frauen stärkte Charlotte Uekermann mit dem maßgeblich von ihr geprägten Hausfrauenbund den Rücken durch Zusammenhalt und erleichterte ihr Leben mit vielfältigen Beratungen.

Zuletzt ist der Hausfrauenbund im Kreis Herford überaltert gewesen, so dass alle Ortsverbände Ende 2018 aufgelöst wurden. Die Frauen der Nachkriegszeit konnten bei den berufstätigen Frauen von heute keinen Nachwuchs für ihre Vereinsziele finden.

Vereinbarkeit von Beruf und Familie bleibt Kernproblem

Heutige Frauengenerationen sehen, dass in Sachen Gleichstellung viel erreicht wurde und sie ihre Berufe frei ergreifen können. Jedoch werden Arbeiten im Haus, Erziehung, Pflege, Ehrenamt nach wie vor nicht unter dem Begriff Arbeit zusammengefasst, obwohl sie gesellschaftlich ebenso notwendig sind wie Erwerbsarbeit. Die heute noch mehrheitlich von Frauen in unbezahlter Haus- und Familienarbeit erbrachten Leistungen gehen nicht in die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ein, geschweige denn in eine adäquate Rente.

Es scheint, dass Frauen heute zwischen traditionellen Lebensbildern und neuen Lebensansprüchen immer noch hin- und hergerissen sind, ähnlich wie die Frauen der Nachkriegszeit. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist ein Kernproblem geblieben. Frauen von heute müssen den politisch gut ausgelegten Weg für ihre Töchter noch ausbauen.

Den Grundstein für eine selbstbewusste Einstellung bezüglich der Arbeitsleistungen einer Hausfrau als aktiver Teil von Haus und Familie und als unentbehrlicher Teil der Volkswirtschaft verdanken die Frauen den Nachkriegsfrauen vom Zuschnitt einer resoluten und sozialpolitisch konsequent engagierten Frau wie Charlotte Uekermann.

Westfälinger scheuen Veränderungen

Landwirtschaftliche Vereine: Sie wurden Anfang des 19. Jahrhunderts von Freiherr Ludwig von Vincke eingeführt. Er konnte die Skepsis gegenüber Kartoffeln überwinden und Verbesserungen im Landbau auf den Weg bringen

Sarah Brünger

Ich weiß nicht, ob es in dem Nationalcharakter der Westfälinger liegt, dass sie immer und gewöhnlich ohne alle Gründe gegen das Neue eingenommen sind, dem alten Brauch anhängen und um ein halbes Jahrhundert in der Ausführung nützlicher Dinge zurückbleiben, oder ob es an der Schwerfälligkeit und Dunkelheit ihres Verstandes liegt“, entrüstete sich der Brackweder Amtmann Johann Ernst Tiemann. Ende des 18. Jahrhunderts war er eifrig bemüht, die von Friedrich dem Großen angestrebten Neuerungen in der Landwirtschaft auch in seinem Bezirk umzusetzen. Wie seine frustrierte Bemerkung über die Westfalen bereits vermuten lässt, hatte er jedoch seine liebe Not mit den ihm anvertrauten Landwirten.

Ebenfalls bemüht zeigte sich Anfang des 19. Jahrhunderts der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Freiherr Ludwig von Vincke. Wie Tiemann war er selbst Westfale und machte sich besonders für die kleinen Leute in der Region stark. Schmeichelhaft liest sich das Urteil über seine Landsleute trotzdem nicht.

Misstrauen gegen »gewitzigtere« Stadtbewohner

Er wollte der Landwirtschaft auf die Füße helfen, sah es aber durchaus als Herausforderung, „den Sinn für Verbesserungen zu wecken“, da „die sporadische Zerstreuung der Bauernhöfe und deren Bewohner isoliert“ und „ihre geistige Kultur beschränkt“ sei. Der Umgang mit „gewitzigern“ Bewohnern der Städte und Dörfer würde „in ihnen großes Misstrauen gegen andere und gegen jede Veränderung ihrer alten Weisen und Gewohnheiten“ auslösen.

1836 schrieb er dies an die Regierung in Berlin, analysierte die Lage der Landwirte und fügte gleichzeitig Lösungs-ideen an. Sinkende Getreidepreise machten ihnen besonders zu schaffen. Schuld am Preisverfall war – ganz klar –



Saatstelle am Herforder Güterbahnhof. Hier konnten die Bauern hochwertiges Saatgut kaufen.

FOTO: HEINO UEKERMANN (KOMMUNALARCHIV)

die Kartoffel. Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelte sie sich gerade zum massentauglichen Trendgemüse.

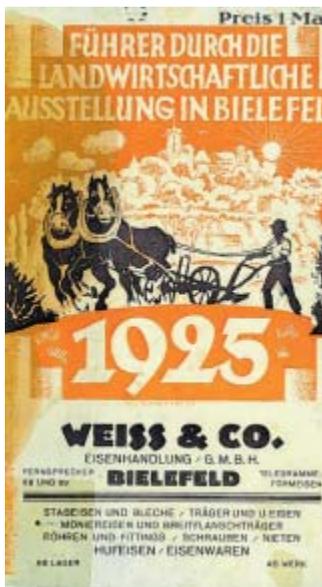
Obwohl die Kartoffel dem Korn längst den Rang abgelaufen hatte, beharrten die westfälischen Bauern lange auf dem althergebrachten Getreideanbau. Nicht nur als Nahrungsmittel, sondern auch als Viehfutter und für die Branntweinbrennerei wurde sie vorgezogen.

Von Vincke prophezeite gar, dass die „Übermacht“ der Kartoffel als Ersatzstoff für Getreide noch weiter zunehmen würde, zum Beispiel bei der Bierbrauerei. Zwar war Kartoffelbier für deutsche Gaumen letztendlich zu viel der tolen Knolle, aber etliche westfälische Landwirte schwebten dennoch in Gefahr zu verarmen. Deshalb wollte von Vincke die skeptischen Westfalen zu umfangreichen Modernisierungen bewegen.

Wie, das hatte er sich bereits überlegt. Er schlug vor, landwirtschaftliche Vereine zu gründen, in denen sich keine „theoretischen und schreibenden Mitgliedern oder Dilettanten“, sondern „Männer vom Fache“ zusammenfinden und handeln, anstatt diskutieren sollten. Ziel war es, sich über Verbesserungen auszutauschen und möglichst viele davon umzusetzen, um sie „durch Beispiel und Anregung in der nächsten Umge-

bung zu verbreiten.“

Der Plan war gut. So gut, dass binnen weniger Jahre zahlreiche Landwirtschaftliche Haupt-, Kreis- und Ortsvereine entstanden. Am 16. März 1843 wurde der Minden-Ravensberg'sche landwirtschaftliche Hauptverein gegründet, dessen Akten im Kommunalarchiv Herford aufbewahrt werden.



Landwirtschaftliche Ausstellung: 1925 in Bielefeld. FOTO: KHV

Die Überlieferung deckt den Zeitraum von der Vereinsgründung bis zur Gleichschaltung in der NS-Zeit ab. Das Wirkungsgebiet des Vereins umfasste die damaligen Kreise Minden, Lübbecke, Herford, Bielefeld, Halle und Wieden-

brück. Mitglieder des Hauptvereins waren automatisch alle Mitglieder der angeschlossenen Kreis- und Lokalvereine.

Zweck des Vereins war es, die landwirtschaftlichen Vereine in Minden-Ravensberg zu stärken und zu fördern. Man verschickte Informationen über fortschrittliche Entwicklungen, wie um 1905 über Wetterberichte, die Vorhersagen für beachtliche 24 Stunden im Voraus enthielten. Der Verein fungierte als Anlaufstelle für verschiedenste Bewegungen, an ihn wandten sich bereits 1877 erste Naturschützer, die auf Verbreitung ihrer Schriften hofften.

Der Bedeutungsverlust des Flachsbaus stellte den Verein und die ganze Region vor große Herausforderungen, ebenso wie die Versorgungskrise im ersten Weltkrieg. Landwirtschaftliche Geräte verschiedener Hersteller prüfte man in „Concurrenzen“, ähnlich wie bei heutigen Warentests, neuartige Futtermittel wurden im Feldversuch erprobt.

Regelmäßig nahmen Vereinsmitglieder an Ausstellungen und Tierschauen teil, 1925 veranstaltete man selbst die „Grüne Messe“ in Bielefeld, wobei man Prämien für besondere landwirtschaftliche Leistungen verlieh.

Über die Jahre entstanden mehrere vereinsnahe Einrich-

tungen, wie 1918 die Saatstelle der Landwirtschaft der Provinz Westfalen AG. Sie versorgte die Landwirte mit hochwertigem Saatgut, darunter auch Saatkartoffeln.

Einige Landwirte begannen selbst, zielgerichtet zu züchten. So Rittergutsbesitzer von Laer auf Oberbehme, der stolz seine „Oberbehmer Dicke Pferdebohne“ feilbot. Mehr Aufsehen erregte er mit der Schweinezucht, die ebenfalls vorangetrieben wurde. Erfolge erzielte man mit dem Westfälischen bzw. Deutschen veredelten Landschwein. Derb und gegen alle Witterungseinflüsse sollte es gefeit sein.

Von Laer war stolz auf die »Oberbehmer Dicke Pferdebohne«

Der Verein stieß also viele Verbesserungen in der Landwirtschaft an. Wie aber nahm die Mehrzahl der Westfalen seine Arbeit auf? Nun, aller Anfang war schwer. Dem Herforder Landrat, Georg von Borries, der zunächst Vorsitzender des landwirtschaftlichen Kreisvereins Herford und ab 1851 knapp 20 Jahre Vorsitzender des Hauptvereins war, wird der Satz „Gaudet patientia duris“ als Motto für sein Wirken zugeschrieben.

Das meint so viel wie: Die Geduld erfreut sich an harten Aufgaben.

Ausgedient und abgestellt

HF-Reihe Das Dings: Der Dreschkasten Nr. 4437 von „Niebaum & Gutenberg“.

Vor, hinter und über ihm arbeitete eine Mannschaft von mindestens zehn Leuten

Von Christoph Mörstedt

Ein seltsamer Kasten steht da am Rand eines Wäldchens in Herfords hohem Norden: Größtenteils aus Holz gebaut, auf einem eisernen Fahrgestell montiert, mit etlichen eisernen Wellen und Scheiben vor den Seitenwänden. So wie das Dings aussieht, hat es schon lange niemand mehr benutzt. Wofür mag es einmal gut gewesen sein?

Einen Hinweis gibt der Schriftzug „Niebaum & Gutenberg, Herford i. W.“. Auf einer Klappe an der Vorderseite ist er so gerade eben noch lesbar. Der Kaufmann Heinrich Niebaum und der Ingenieur Gustav Gutenberg gründeten 1874 ihre Maschinenfabrik an der Bündler Straße. Mit bis zu 300 Mitarbeitern stellten sie her, was auf dem Land gebraucht wurde: Häckselmaschinen, Göpel, Mühlräder, Gattersägen, Generatoren, Motoren, sogar ein Automobil namens „NuG“ (HF-Mag. Nr. 63, 03/2010).

Tourenzahl ließe Waschmaschinen vor Neid erblassen

Ihren Produktionsschwerpunkt und ihre Kernkompetenz hatte die Maschinenfabrik aber bei den Dreschmaschinen. 1904 waren schon 4.000 Stück gebaut. „Medea“, „Fulda“, „Herfordia“ und „Meteor“ hießen die Typen.

Es waren komplizierte Dinger: Umfängen von einem Korb drehte sich die eigentliche Dreschtrommel mit einer Tourenzahl, die jeden Schleudergang einer modernen Waschmaschine vor Neid erblassen ließe. Sie war außen mit Stahlleisten besetzt, die die Körner aus den Ähren schlugen. Ein Gebläse reinigte das Korn von Spelzen und Staub und allem anderen, was sonst noch unbrauchbar war. Ein Becherwerk förderte das gesiebte Korn und ließ es in Säcke laufen. Das leere Stroh beförderte ein Schüttler ins Freie. Zum Antrieb brauchte man einen langen flachen Riemen und einen Traktor oder einen separaten Motor mit mindes-



Ein Fall für den Zahn der Zeit: Holzwürmer, Schimmel und Rost machen dem Dreschkasten zu schaffen. Niemand will ihn erhalten.

FOTO: CHRISTOPH MÖRSTEDT



Wie ein Schloss: Heinrich Niebaum und Gustav Gutenberg gründeten ihre Maschinenfabrik 1874 an der Bündler Straße.

FOTO: KHV

Tipps

- ◆ Eine Gattersäge von Niebaum & Gutenberg läuft beim Holzhandwerksmuseum in Hiddenhausen. Kontakt: Günter Wörmann, Tel. 05223 84882
- ◆ Die Leute von Rürupsmühle in Löhne-Wittel zeigen an ihren Arbeitsta-

gen, wie Korn in Handarbeit gedroschen und gereinigt wird. Ruerupsmuehle.de
◆ Beim Dreschfest in Enger-Dreyen nehmen die dortigen Traktorenfreunde im September ihren Geringhoff-Dreschkasten in Betrieb. www.alf-dreyen.de

tens sieben PS Leistung.

Vor, hinter und über dem Dreschkasten arbeitete eine Mannschaft von mindestens zehn Leuten. Meist zogen Lohnunternehmer mit Lanz-Bulldog und dem fahrbaren Dreschkasten von Hof zu Hof und droschen die Getreidegarben in der Herbstzeit beim Bauern auf der großen Deele aus – eine mehr als staubige Angelegenheit. Aber immerhin viel besser, als das mühsame Dreschen in Handarbeit mit dem Flegel. Die Prozedur zog sich den ganzen Winter hin.

Unser ausrangierter Dreschkasten wird für eine Leistung von etwa 15 Zentnern Korn pro Stunde gut gewesen sein. Rund 100 Jahre wird er auf dem Buckel haben, denn seine Herstellerfirma ging 1924 Konkurs, als die große Inflation zuschlug. Arbeitslos wurde die Maschine, als die selbstfahrenden Mähdrescher während der 1950er Jahre die Erntearbeit weiter erleichterten. Weder Museen noch Treckerclubs, nicht einmal der Schrotthändler wollen sie noch haben. So ist sie jetzt ein Fall für den Zahn der Zeit und seine fleißigen Helfer, die Holzwürmer, den Schimmel und den Rost.

Plattdeutsche Sprechstunde: „Dat Wiar“

Seo, ek kuome güst van mäin Winterurlaub trügge un hääbe dacht, ek mott mäi Gedanken uobert Wiar un dat Klima maken. Iuse Vöräölen können ja bleoß de Natiuer ansähn un et gaff keinen Wiarbericht os vandage, woa dat jeden Dagg in'n Blae teo liasen steiht odder jede Stunde in'n Radio odder Fernseher arköbbet werd. Besonnens de Biuern hät sick früher an düsse äölen Sprüoke häölen, güst wenn et met Ploigen un Saihen leosgüng, un mancheiner van de HF-Liasers kinnt se vandage neoh: Märzenschnei doiht dän Käörn weih. – Aprilwiar un Kinnermäse send nich teo trübben. – Seolange de Poggen vör Maidage reopet, seolange mütt se nähhiars schwäigen. – Maihdage mütt sick de Poggen in'n Roggen verstiaken küönen. Vandage geiht et nich bleoß uobert Wiar, sonnern ümme dän Klimawannel. Ek hääbe et güst met eigen Äogen sähn konnt, de unwäise Masse van Schnei, de in'n Januar in'e Alpen dalkuomen es.



Plattdeutscher Doktor: Dr. Achim Schröder.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Un niu, Enne Februar, was et viels teo warm met 15 Grad, äök buaben in'e Biarge, un olles feng an teo schmelten. Un bäi us? In'n Ravensbiarger Lanne hä'we gar keinen Winter hat un ek hääbe nich einen Schneikerl fiunen. Wat iuse Vöräölen woll dächen, wenn se dat süngen? Vielleicht, wenn et iuse Platt in twüting Jäährn neoh giff, könne man dänn neoh düssen Spruch upsägen: – Wenn in'n Februar de Tulpen bloihet, de Schneikerl nich mähr böbbet werd, dänn es't teo late, dat et us moihet, dat wäi up't Klima nich uppsast hät. In düssen Sinne, jübbe plattduitsche Dokter.

Vokabular: *Vöräölen*: Vorfahren, *in'n Blae*: in der Zeitung, *arköbbet*: wiedergekaut, *trübben*: trauen, *Poggen*: Frösche, *unwäise Masse*: riesige Menge, *dalkuomen*: runtergekommen, *moihet*: gereut

Vater von vier Töchtern fällt mit 33 Jahren

Ein Müller aus Eickum: Friedrich Beining und seine junge Familie erleiden ein Schicksal viele andere Menschen im Zweiten Weltkrieg. Die Nachricht von der Geburt seiner Zwillinge erreicht ihn nicht mehr

Von Leon Ragati

Die Geschichte des Lebens von Friedrich (genannt Fritz) Beining aus Eickum ist keine besondere. Weder absolvierte er eine ungewöhnliche Karriere, noch war er Teil großer historischer Ereignisse, zumindest nicht als bestimmender Akteur. Dennoch ist es Wert sie zu erzählen, weil sie exemplarisch ist für das Schicksal vieler, die ihr Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert verbrachten.

Lina Beining, Frau des Eickumer Müllers Heinrich Beining, brachte ihn am 24. März 1913 zur Welt. Dass sein Geburtsort Eickum werden sollte und der Beruf seines Vaters zu diesem Zeitpunkt Müller, war zwei Jahre vor seiner Geburt noch nicht sicher.

Lina Stöwe zeigte sich in einem Brief an ihren geliebten Heinrich entsetzt über die Ernsthaftigkeit seiner Pläne, Land im Siegerland zu kaufen und Bauer zu werden. Sie war der Meinung, dass in den Bergen doch sicherlich nichts gut wachse, dass die Schulden, die für den Kauf des Landes aufgenommen werden müssten, eine drückende Last für die junge Familie wären und, wenn es wirklich sein Wunsch sei Bauer zu werden, dann könne er sich doch Land in der Nähe suchen, wo man ja die Bräuche kenne und nah bei den Eltern sei. Ihr wäre es aber dennoch am liebsten, er würde einen festen Beruf annehmen, denn da wüsste man wenigstens jeden Abend, wie viel Geld man erwirtschaftet hätte.

Emanzipiert scheint sie nicht gewesen zu sein, denn sie beteuert, dass sie sich trotz ihrer Bedenken seinen Wünschen unterordnen würde und sie ja nicht wirklich mitzureden hätte, da sie ja „nur ein dummes Mädchen“ sei. Ob sich Heinrich nach den Wünschen seiner Freundin richtete, oder andere Gründe vorlagen, lässt sich nicht sagen, aber die Familie blieb in Ostwestfalen und Heinrich betrieb das Müllerhandwerk.

1914 wurde Friedrichs Schwester Rieckchen geboren. Fritz und Rieckchen blieben die einzigen Kinder der Familie,



Fronturlaub: Fritz Beining fischt mit seinen älteren Töchtern. FOTOS: SAMMLUNG BEINING (KOMMUNALARCHIV)



Vier Töchter ohne Vater: Die Kinder von Fritz und Martha Beining spielen mit ihren Puppen.

bevor ihr Vater 1920 früh an einem Herzanfall verstarb.

Zwei Jahre später heiratete ihre Mutter erneut: Robert Wilkenhöner, ebenfalls ein Müller. Bei zwei Müllern als Väter und in einer Zeit in der die soziale Mobilität insbesondere auf dem Land gering war, wundert es nicht, dass Friedrich mit 14 Jahren ebenfalls eine Lehre zum Müller begann. Diese schloss er 1930 in Neuenkirchen ab. 1935 machte er seinen Meister.

Ein Jahr darauf wurde er gemustert und 1937 absolvierte er von Februar bis Oktober den Reichsarbeitsdienst bei der Landesbauernschaft Westfalen im Kreis Herford. Dort wurden ihm administrative

Aufgaben zugeteilt. Er verwaltete die Marktkartei und war für die Organisation von Futtermittelzuteilungen zuständig. Den Dienst musste er beenden, weil im Oktober seine Grundausbildung bei der Wehrmacht begann, die die letzten drei Monate des Jahres 1937 in Anspruch nahm.

Friedrich wurde zum 28. August 1939 einberufen. Er nahm dies, wie so viele, zum Anlass, seine Verlobte Martha Stöwe einen Monat vor Dienstbeginn zu heiraten. Dass die Hochzeit ein spontanes Ereignis war, lässt sich daraus schließen, dass die Hochzeitseinladungen bei vielen erst zwei Tage vor der dem Tag der Trauung eintrafen und so einige



Motorrad-Melder: Fritz Beining im Kriegseinsatz.

Gäste absagen mussten.

Da er mit Kriegsbeginn eingezogen worden war, verbrachte Fritz seinen Dienst zunächst an der Westgrenze, von wo aus er 1940 am Frankreichfeldzug als Kraftfahrer des Krad-Meldezugs 254. und auch an der Belagerung von Dünkirchen teilnahm.

Ende des Jahres war er dann in Paris stationiert. Die Stadt scheint ihm gefallen zu haben, er schoss einige Fotos von Palästen, Parks, der Champs-Élysée und Stadtansichten vom Eiffelturm aus. Nur die Pariser passten ihm nicht. Dem Müller vom Land erschienen sie „sittenlos“ und „verkommen“. So schrieb er zumindest seiner Frau. Kurz vor Be-

ginn des Feldzugs gebar ihm seine Martha am 28. April 1940 ihre erste Tochter Annegret. In den Jahren bis 1944 war er zunächst am Atlantikwall und dann an verschiedenen Stellen in Frankreich und immer wieder in Paris stationiert. Von dort aus versorgte er seine Familie via Feldpost mit verschiedenen Gütern, besonders Kleidung für die zwei Töchter. Erika war am 22. September 1942 geboren worden. In Frankreich machte Friedrich weitere Fotos, die vor allem Schlösser und Flüsse zeigen.

Am 4. August 1944 folgte seine schicksalhafte Versetzung an die Ostfront nach Litauen. Er war zunächst hinter der Front stationiert und schickte noch vier Briefe in die Heimat, in denen er über das Senden weitere Pakete, eine Darmerkrankung und sporadisches Artilleriefeuer schreibt. Das Essen sei gut und reichlich, er fürchte aber, dass sich das mit dem Ausrücken ändere.

Ein letztes Feldpost-Paket an die hochschwangere Frau

Seinen letzten Brief schrieb er im Zug an die Front am 14. August 1944. Darin erwähnt er ein volles Paket, dass nur für seine hochschwangere Frau sei. Diese entband bereits am 8. August 1944 die Zwillinge Liesel und Christel. Die Nachricht seiner erneuten Vaterschaft erreichte Friedrich Beining nicht mehr. Er fiel am 17. August 1944, zwei Kilometer nördlich des litauischen Dorfes Popielany und liegt auf dem Soldatenfriedhof in Tryskiai begraben.

Nach dem Krieg war die Witwe Beining mit ihren vier Kindern auf die Unterstützung von Freunden und Nachbarn angewiesen. Diese halfen mit Lebensmitteln und Kleidung aus. Friedrichs Schwester Rieckchen verblieb mit Martha und den Kindern im Haus in Eickum und die Frauen unterstützten sich gegenseitig. Ein zweites Mal geheiratet hat Martha nicht. Briefe, Fotos und viele weitere Dokumente der Familie wurden dem Stadtarchiv überlassen.

Ein Schatz für Pflanzenfreunde

Kommunalarchiv: Der bekannte Botaniker Carl Ernst August Weihe hat vor rund 200 Jahren Herbarien in Serie hergestellt, um andere an seinen Kenntnissen teilhaben zu lassen

Von Eckhard Möller

Weihsachten war längst vorüber, als vor wenigen Wochen im Kommunalarchiv im Herforder Kreishaus ein dickes Paket aus Ludwigshafen eintraf. Sein Inhalt waren Zeitungsartikel, Grafiken und Papiere mit Informationen, die Ulrike Clemm über ihre Vorfahren gesammelt hatte.

Es ist die weitverzweigte Weihe-Sippe, die vor allem im Raum Löhne und Herford einige bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht hat.

Unten im Karton dann eine große Überraschung: Eine nahezu DIN A4-große etwas vergilbte Karte mit dem nicht sehr prickelnden Titel „Deutsche Gräser“. Ihr Inhalt: getrocknete und gepresste Pflanzen – ohne Beschriftung. Vorne ist aber ein Inhaltsverzeichnis mit lateinischen Namen eingeklebt.

Diese Karte ist ein großer Schatz, gehört sie doch zu der umfangreichen Serie, die der bekannte Botaniker Carl Ernst August Weihe

vor rund 200 Jahren herausgegeben hat. Er wurde am 30. Januar 1779 als Sohn des Mennighüffener Pfarrers Carl Justus Friedrich Weihe und dessen Ehefrau Anna Catharina geboren. Nach einer Apotheker-Ausbildung in Melle und Bielefeld und einem Medizinstudium in Halle,

wo er eine Dissertation über Honigdrüsen bei Pflanzen verfasste, eröffnete Weihe 1803 eine Arztpraxis in Lüttringhausen nahe Remscheid. 1806 zog er nach Hamburg, wo Verwandte lebten, hatte dort aber keinen großen beruflichen Erfolg.

Anfang 1807 ließ er sich als Arzt in Bünde nieder, wo er im September Henriette Schröder heiratete. Spätestens 1811 verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Mennighüffen, wo dann fünf ihrer sechs Kinder geboren wurden.

Wahrscheinlich wegen besserer Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder zogen Weihe 1825 nach Herford um, wo sie das große sogenannte Leggehaus direkt

am Bergertor gekauft hatten, das 1940 abgebrochen worden ist. August Weihe war hier bis zu seinem Tod am 27. Januar 1834 als erfolgreicher Arzt tätig. Er wurde auf dem Friedhof oberhalb des heutigen Aawiesenparks begraben.

Schon während seiner Ausbildung war Weihe von der Vielfalt der Pflanzenwelt fasziniert. Vor allem gefördert durch seinen Bielefelder Lehrherrn Ludwig Philipp Aschoff (1758-1827) wurde er einer der bekanntesten Botaniker seiner Zeit und stand in regem Austausch mit zahlreichen Fachkollegen in ganz Deutschland und auch darüber hinaus – ganz ohne schnelle Internetverbindungen. Große Teile seines umfangreichen Herbariums werden seit 1904 im Landesmuseum für Naturkunde in Münster aufbewahrt.

Bücher mit guten und hilfreichen Abbildungen, um Pflanzen, besonders Gräser zu bestimmen, waren damals zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum vorhanden und bestimmt sehr teuer. Eine Sammlung sicher identifizierter Belegexemplare war da äußerst hilfreich, weil so Vergleichsmaterial für die eigenen Funde vorlag.

Eine solche Serie von gepressten grasartigen Pflanzen hat August Weihe über 14 Jahre in insgesamt 15 Bänden herausgegeben. Er schrieb 1826 über eine weitere Sammlung: „Um nun meine, mir durch anhaltenden Fleiß erworbenen Pflanzenkenntnisse so gemeinnützig als möglich zu machen, habe ich mich entschlossen, seltene und kritische deutsche Pflanzen in getrockneten Exemplaren in Viertel-Centurien (also zu je 25, E.M.) zu dem billigen Preis von 16 ggr frei frankirter Bestellung und Baarsendung herauszugeben.“

Die „Deutschen Gräser“ sind heute nur noch selten im ursprünglichen Umfang erhalten. Oft wurden die einzelnen Hefte in den Museen aufgetrennt und die Belegexemplare in die eigene Pflanzensammlung eingeordnet. Uwe Raabe, Botaniker beim Landesamt für Naturschutz, schreibt, dass zum Beispiel im Herbarium in Helsinki ein vollständiger Satz vorhanden sei. Vor wenigen Jahren konnte eine fast vollständige Ausgabe aus dem Besitz der Bad Salzuffer Apothekerfamilie Brandes dem Landesmuseum in Münster übergeben werden.

Das jetzt dem Herforder Kommunalarchiv übergebene Exemplar – es ist das 15. Heft und damit die letzte Lieferung



Mit Museumshandschuhen: HF-Autor Eckhard Möller zeigt eine Karte mit getrockneten Gräsern, die der bekannte Botaniker Carl Ernst August Weihe (kleines Bild links) herausgegeben hat. FOTO: KIEL-STEINKAMP



Deutsche Gräser: 25 Arten in einer Karte.

Die letzten Toten des „Deutschen Krieges“

Gedenkstein in Franken: Caspar Heinrich Hollinderbäumer aus Herringhausen starb 1866 als preußischer Soldat bei Würzburg. Herforderin Rotraud Ries entdeckte sein Grab beim Spaziergang

Von Christoph Laue

Dr. Rotraud Ries aus Herford ist tätig beim Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. Sie „stolperte“ im Oktober 2017 bei einem Spaziergang am Stadtrand von Würzburg auf dem Nikolausberg über einen Gedenkstein für einen aus Herringhausen stammenden Soldaten, der ganz am Ende des Krieges von 1866 dort einsam bei einem Munitionsvorrat fiel. Ihre Fotos illustrieren den gegenwärtigen Zustand des Mahnmals.

Als „Deutscher Krieg von 1866“ ist der Entscheidungskampf zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland in die Geschichtsbücher eingegangen. Viele Kriegerdenkmäler künden noch heute von diesen Kämpfen und ihren Opfern. Auch in Herford wurde mit dem Kriegerdenkmal auf dem Alten Markt, das sich heute auf dem Alten Friedhof an der Friedhofstraße befindet, an die Opfer der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 erinnert.

Der Würzburger Gedenkstein wurde 1895 in die Gestaltung des V.-A.-Fischer-Weges durch den Verschönerungsverein Würzburg einbezogen. Der Weg – benannt nach 1945 nach dem langjährigen



Gedenkstein: Hier ruht Caspar Heinrich Hollinderbäumer.

FOTO: ROTRAUD RIES

Vorsitzenden des Vereins Valentin Alois Fischer – erschließt eine künstlerisch gestaltete Grünfläche von etwa fünf Kilometern Länge. Das Grab des preußischen Soldaten wurde dabei mit einem Sandsteinkreuz, einer Felsenplatte und einer Trauerweide versehen. Eine Metalltafel trägt folgende Inschrift: „Hier ruht Caspar Heinrich Hollinderbäumer Soldat im 2. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 15 geboren am 3. März 1837 in Herringhausen bei Herford gefallen am 27. Juli 1866“.

Hollinderbäumer war Fusilier, also ein Soldat der leich-

ten Infanterie im niedrigsten Dienstgrad. In den Verlustlisten der Königlich Preussischen Armee von 1866 findet sich beim 2. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande), sein Todesfall durch „Schuß durch den Kopf“ unter den Angaben zur 11. Kompanie.

An seinem Todestag rückten die preussischen Truppen auf Würzburg vor. Mittags begannen sie mit der Beschießung der Würzburger Festung, von wo heftige Gegenwehr einsetzte. Im Zeughaus der Festung brach ein heftiger Brand aus, aber der Angriff war letztlich erfolglos. Von der anderen Seite der Stadt schossen die österreichischen und württembergischen Truppen über die Stadt auf die Preußen, die sich daraufhin in die Wälder zurückzogen. Nachmittags hatte sich das preussische Hauptquartier im Pfarrhof in Eisingen südwestlich von Würzburg eingerichtet, im Ort lagen etwa 3000 Soldaten. Ab dem 29. Juli verhandelte der preussische General Manteuffel mit Prinz Karl von Bayern über einen Waffenstillstand, der die Kämpfe in diesem Raum und auch den gesamten Krieg schließlich beendete. Preußen ging als Sieger hervor, Hollinderbäumer war einer der letzten Toten dieses Krieges.



Alter Markt: Das Kriegerdenkmal erinnerte an die Opfer der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71. FOTO: VEREIN FÜR HERFORDER GESCHICHTE



Neue Westfälische

Wir schreiben
Geschichte(n)!

Exklusiv nur in Ihrer NW:

Das HF-Geschichtsmagazin

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford.
Spannend und unterhaltend in Ihrer Neuen Westfälischen!

